

Über das Leben in Kinderheimen der DDR wird spätestens seit 1. Juli 2012 diskutiert, als der Fonds »Heimerziehung in der DDR 1949 bis 1990« eingerichtet wurde – ein Pendant zum Fonds »Heimerziehung in der Bundesrepublik Deutschland 1949 bis 1975«. Nachfolgende Reportage beruht auf Gesprächen mit insgesamt 14 ehemaligen Kindern aus verschiedenen Heimen der DDR. Sie erzählen ihre Geschichte und stellen ihre Erinnerungen dem überwiegend negativen Bild der Heimunterbringung entgegen.



»Ach, du meine Nase!«
Foto: imago/Bernd Friedel

Geschichten zum Heulen und Wege ins Leben

Heimkinder aus der DDR berichten über ihre Erfahrungen. Von Burga Kalinowski

Für Renate ist es nicht zu fassen, in welcher Weise das Leben in DDR-Kinderheimen dargestellt wird. Zustände schlimmer fast als auf Alcatraz – so die Botschaft. Auf keinen Fall darf es besser gewesen sein als in westdeutschen Heimen.

Marina sieht wie immer schick aus. Bei dem Lied »Wahre Freundschaft« weint und lächelt sie zugleich. So ist sie nun mal. »Ich bin ein Stehaufmännchen«, sagt sie, und hofft, dass ihr Sohn seinen Weg findet.

Claudia wippt mit dem Fuß zum Rhythmus der Musik. Vielleicht denkt sie daran, dass sie einmal Tänzerin werden wollte. Sie war Heimkind und wurde Lehrerin. Sie ist zufrieden. Ihre Lebensfreude tobt sie beim Steppentanz aus.

Henry ist nervös. Er hat sich um das Musikprogramm der Feier gekümmert. Hoffentlich klappt alles. Seine Mutter ging 1960 in den Westen und ließ den vierjährigen Jungen zurück. 2012 hat er sie zum ersten Mal besucht. Im Heim stellte ein Lehrer seine Musikalität fest. Er studierte Musik an der Hanns-Eisler-Hochschule, wurde Musiker und Erzieher.

Hildegard und Jürgen lächeln sich liebevoll an. Sie erinnern sich an Sommerferien in Güstrow, im Winter ging es nach Thüringen zum Skifahren. Sie wissen noch die Namen ihrer Erzieher: Herr Wendt war gerecht, sagt Jürgen, und für jeden da.

Hildegard hat sehr viel gelesen und war gern bei Frau Riese in der Bibliothek, Jürgen verrückt nach Fußball. Damals waren sie Freunde, dann kam das Leben dazwischen. Seit zwei Jahren sind sie ein Paar. Hat das Heim ihnen geschadet? »Nein.« Pause. »Nee, um Gotteswillen, schreiben sie so was bloß nicht.«

Der große Peter fragt, wann der Artikel kommt. Alles Sahne war ja nun auch nicht. Aber der Segelklub war toll. Er wurde trotzdem nicht Matrose, sondern ein guter Betriebsschlosser bei der Reichsbahn. Er ist ein Kumpel, der gern anderen hilft.

Dieter hält eine lange Rede. Er gehörte 1953 zu den ersten Kindern im Heim und hat noch Günter Riese, den ersten Direktor, kennengelernt. 2008 gründete er den Verein Königsheider Eichhörnchen mit. Für die Projekte zur Heimgeschichte wünscht er sich Redlichkeit und Sachlichkeit.

Renate ist nun doch zur Feier gekommen und findet den Abend über alle Erwartungen schön. Bis spät feiern die Heimkinder mit damaligen Erziehern und Lehrern den 60. Jahrestag des Heimes. Das war am 19. Oktober.

In letzter Zeit hat sich Renate fast nur geärgert, wenn von den Kinderheimen in der DDR die Rede war. Kennengelernt habe ich sie vor Monaten bei einem Treffen des Vereins Eichhörnchen e. V., Berlin-Schöne-weide, Südostallee, am Eingang zum größten Kinderheim der DDR.

Das öffentliche Bild der DDR-Kinderheime im Zerrlicht

»Die wollen uns immer wieder erzählen, wie wir gelebt haben. Ich kann das nicht mehr hören.« Wer sind die? »Na die!« – dazu eine nach Berlin-Mitte und West gerichtete Geste und in Silben zerlegte Berufsbeschreibungen. »Po-li-ti-ker. His-to-ri-ker. Jour-na-lis-ten.« Wes Brot ich ess, des Lied ich sing. Das weiß man doch. Und kann sicher sein: Irgendwann wird jemand investigativ aufdecken, dass im Osten Bäume nicht wachsen, Blumen nicht blühen und Bäche nicht plätschern durften – damals, im Reich des Bösen. Wir lachen. Obwohl und wer weiß: Es wird so viel Quatsch erzählt und geschrieben. Und geglaubt.

Renate schüttelt den Kopf. Für sie ist es nicht zu fassen, in welcher Weise das Leben in DDR-Kinderheimen

dargestellt wird. Zustände schlimmer fast als auf Alcatraz, der berühmten US-Gefängnisinsel – so die Botschaft. Auf keinen Fall darf es besser gewesen sein als in westdeutschen Heimen. Ja, diesen Eindruck habe sie. Nein, sie war in keiner Partei. Und dann erzählt sie, wie sie ins Kinderheim gekommen ist. Und warum. Und wie es dort war. In der Genauigkeit findet man die ganze Geschichte. Wirklichkeit wird Wahrheit. Wahrheit wieder Wirklichkeit. So ist Erinnerung.

Kinderheim Königsheide – genannt nach dem hier beginnenden 110 Hektar großen Waldstück. Vor allem aber bekannt als das Kinderheim »A. S. Makarenko« – benannt nach dem sowjetischen Pädagogen und Autoren des Erziehungsromans »Der Weg ins Leben«. Tatsächlich begann in der Königsheide für viele Kinder der Weg ins Leben. Insgesamt etwa 5000 Mädchen und Jungen waren hier gewissermaßen zu Hause.

»Ja, es war ein Stück Zuhause. Aber es war nicht so privat. Und nicht so individuell.« Renate lebte nach dem Tod der Mutter bei den Großeltern in Berlin-Wendenschloß, eine Vorortidylle am Wasser. »Dort war mein Zu-

hause.« Frei und unbeaufsichtigt. Die Oma trank heftig, der Opa spielte Skat, sie zahlten nicht immer Miete, ließen anschreiben und »oft war ich mit in den Kneipen und habe sie nach Hause gebracht«. Es war eine gewisse Lotterigkeit, um nicht Vernachlässigung zu sagen. Natürlich liebte das Mädchen seine Großeltern, aber manches wurde ihr mit den Jahren peinlich und »irgendwie ging das dann nicht mehr«. Und das war schlimm.

Am ersten Schultag nach den großen Ferien 1959 wurde Renate nach dem Unterricht mit einem Auto abgeholt und kam in die Königsheide. Lediglich eine Bemerkung der Großmutter wird im Nachhinein zu einer verdeckten Erklärung: »Na, das wirst du jetzt für immer haben«, war die Antwort auf die Feststellung der Enkelin, dass das Ferienlager sooo schön gewesen sei. »Nie hat mir jemand gesagt: Deine Großeltern wollten es so.« Als sie die Großeltern im Pflegeheim besucht, fragt die 14-Jährige nicht mehr. »Ich habe das Heim dann angenommen. Vielleicht wegen der stabilen Verhältnisse, so ein zuverlässiger Lebensrhythmus. Die boten uns doch was: Tanzgruppe, Sport, Chor, Bibliothek, auch eine Schauspielgruppe, Foto-AG ...«. Es gab sogar eine Segelgruppe, draußen in Wendenschloß bei der Betriebssportgruppe »Aufbau Mitte Berlin«. Die Kinder lernten richtig segeln. Einmal waren sie fünf Ferienwochen mit dem Boot auf dem Scharmützelsee.

Renate ging lieber in die Tanzgruppe und schließlich zum Ballettunterricht im Haus der Jungen Talente in der Klosterstraße, 12 DDR-Mark fürs ganze Jahr, dreimal Training in der Woche, 18 bis 22 Uhr. »Das ging natürlich nicht im Heim. Ich durfte immer nur bis 20 Uhr trainieren und musste um neun zurück sein. Jugendschutzgesetz! Ich kam aber oft später.« Es klingt alles sehr normal. Und die Abschottung? »Ach, nee – wie sollte das denn gehen bei den vielen Aktivitäten? Natürlich musste man sich mit Schein ab- und zurückmelden, wenn man wegging – ins Freibad, Kino oder so. In einer Familie sagt man doch auch Bescheid.« Naja, man geht trotzdem, wenn man will. Wie war das mit dem Zwang im Kollektiv? »Nee, nee. – Klar, die Esszeiten mussten eingehalten werden, bei den vielen Kindern.« Gruppenweise marsch und zügig zum Essen, manche Gruppe schmetterte dabei Lieder über die schöne deutsche Heimat, Freundschaft, Friedenskampf und gegen Hunger, Not und Kriege auf der Welt. »Warum soll ausgerechnet das denn schlecht sein«, fragt Renate heute. Und wer zu spät kam, den bestrafte die Küchenfrau: Warten bis zur nächsten Mahlzeit. Meta, die Küchenfee, drückte oft ein Auge zu. Nicht jedoch der Ordnungsdienst am Speisesaal: »Zwei Heimkinder kontrollierten Hände und Schuhe auf Sauberkeit.« Eine Situation für Scherze und Schikanen. Ebenso wie bei der Kontrolle der Räume jeden Sonnabend. Ansonsten habe sie jedenfalls »ganz normal gelebt ohne Gewalt und Qualen, worüber man heute immer so liest.«

Zwei Torhäuschen. Das schmiedeeiserne Eingangstor mit den beiden Eichhörnchen-Figuren, für die Heimkinder von Fritz Kühn gestaltet, einem bedeutenden Künstler der DDR. Die Eichhörnchengeschichte kennt wahrscheinlich jedes Heimkind. Ein Mythos, der sich gegen Bürokratie behauptete und über die Jahre und Jahrzehnte das offizielle Symbol des Heimes für Freundlichkeit und Verantwortung wurde. Die Geschichte hätte nicht besser erfunden werden können. Sie ist passiert: Ein Junge findet im Wald das Eichhörnchen und versteckt es im Heim. Die Kinder lieben es. Aber Tiere im Haus sind nicht erlaubt. Ein Erzieher merkt die Geheimnistuerei und hilft. Das Findeltier bleibt und gibt dem Verein der Heimkinder heute den Namen und ist zugleich sein Logo. Eine von den Geschichten, die immer wieder erzählt werden. Man kann darauf wetten.

Wiedersehensfreude am Ort der Kindheit

Weißt du noch? Die Frage, die zaubern kann. Sie gibt der Vergangenheit Farbe und Geschmack zurück, Gedanken und Gefühle von damals. Verankert sie in der Gegenwart und bereitet ihr einen Platz für später. Begrüßungstrübel: Wer ist wer und »Erkennst du mich noch?«-Rufe. Wiedersehensfreude und Tränchen. Über 100 sind zur Feier gekommen. Das Heim ist ein Ort ihrer Kindheit.